

Helmuth Julius Bauer

Polnisch-deutsch-polnische Biografien

1. Kinderschuhe in Ostpolen

Ein Vorspiel zu meiner Lebensarbeit

Aus einem Sommernachmittag im Jahr 1978 trage ich ein Bild in mir, das sich, weit im Südosten Polens, innerhalb weniger Stunden aus zwei scheinbar vollkommen unterschiedlichen Situationen und Eindrücken unlösbar eingeschmolzen hat. Die Geschichte vom „Kinderschuh“ habe ich im Frühjahr 2010 beim Schreiben des Nachworts zu meinem Buch „Innere Bilder wird man nicht los“ meinen Töchtern Lena Hedwig und Jule Lisa erzählt. Am Ende sagten sie: *„Wenn du mit dem Buch fertig bist, musst du Krzysztof suchen und schauen, wie es ihm geht.“*

Nach Promotion in Literaturwissenschaft 1972 und dem Abschluss meiner Maschinenschlosserlehre fuhr ich im Sommer 1978 alleine in unserem VW-Bus durch Polen; zum ersten Mal war ich in diesem Land. Ich verbrachte mehr Zeit in Stutthof als in Gdańsk, mehr in Białystok als in den Masuren, mehr in Majdanek als in Lublin, mehr in Auschwitz als in Kraków. In Warszawa war ich damals noch nicht.

Auf dem weiten Gelände um das Steine-See von Treblinka kein Mensch. Ich hatte mich verfahren, und in der Abenddämmerung fand ich nicht mehr den Weg hinaus. Panik erfasste mich vor dem Gedanken, an diesem Ort im Bus die Nacht verbringen zu müssen. Als am Horizont vereinzelte Lichter aufschienen, fuhr ich auf einem unbefestigten Feldweg darauf zu und trat voll aufs Gaspedal, als ich in einer Senke vor mir die Spur plötzlich überflutet sah. „Augen zu und durch“ – schlingernd und schlitternd erreichten die Räder wieder tragfähigen Grund.

Am nächsten Morgen, im Dom von Lublin, sehe ich bei der Sonntagsmesse die alten Frauen auf dem Steinboden knien. Dann gehe ich durch die Baracken von Majdanek. **Ich bleibe vor einem Nebenraum erschrocken stehen. Kinderschuhe, haufenweise.** Klein wie die Schuhe meiner kleinen Lena, die ich ihr morgens anziehe, bevor wir in Berlin zum Kinderladen gehen. Ich stehe fassungslos davor. Weine wie seit den Kindertagen nicht mehr.

Erst wollte ich nicht mehr weiterfahren, saß rauchend unter dem Riesenstein, der überm Parkplatz der KZ-Gedenkstätte von Majdanek schwebt. Dann fuhr ich doch los. Weg hier, weiter nach Südost. Als ich durch Zamość fahre, ist mir nicht bekannt, dass Rosa Luxemburg hier geboren wurde. Ich weiß auch noch nicht, dass die Stadt im Jahr meiner Geburt dazu

ausersehen war, von Polen entvölkert, mit Deutschen besiedelt zu werden und den Namen „Heinrich-Himmler-Stadt“ zu tragen. Dass aus dem Gebiet um Zamość 1942 alle Polen deportiert worden waren. Hier wollten die deutschen „Vordenker der Vernichtung“ die polnische Bevölkerung „siedlungsmäßig einkesseln und biologisch erdrücken“, zur „Platzschaffung für die Ansetzung von Volksdeutschen“¹.

Ein roter *Polski Fiat* hält an jeder Ampelkreuzung vor mir. Er hat denselben Weg. Hinter Zamość kann ich ihn überholen, und jetzt fährt er hinter mir her. Kalinowice. Jatutów. Dörfer, die sich links und rechts der Straße ins flache Land verlieren. Ich fahre hinter einem der schweren blauen Überlandbusse her. Dann passiert es.

Zwischen dem massigen Ikarus und meinem Kleinbus rennt ein kleiner Junge von rechts auf die Straße. Ein Blondschoopf dicht vor meiner Scheibe – dann kracht es, und das Kind fliegt in hohem Bogen durch die Luft. Als mein Bus steht und ich zurückgehe, hält ein polnischer Bauer den Jungen im Arm. Das Köpfchen von Krzysztof hängt an Vaters Brust. Das blonde Schwesterchen schaut ängstlich zu ihnen auf. Der rote Fiat hat gewendet und hält bei der Gruppe. Mir wird mit heftigen Gesten bedeutet, dass ich diesen Ort nicht zu verlassen hätte. Dann werden Vater und Sohn in Richtung Zamość gefahren. Das blonde Mädchen rennt auf dem Sandweg einer verzweifelten Mutter entgegen. In der Mitte der Straßenkreuzung liegt ein Kinderschuh.

Es ist Sonntagnachmittag im Distrikt Lublin. Ich sitze bei Łabunie auf der Böschung der Straße, die von Majdanek nach Bełzec führt. Nur wenige Autos kommen vorbei. Nach und nach erscheinen die Bewohner der umliegenden Gehöfte. Sie setzen sich um mich herum, bilden einen Kreis, als ob sie mich bewachen wollten. Oder beschützen. Niemand spricht. Sie bieten mir ihre Zigaretten an. Schwesterchen muss ihrer Mutter erzählt haben, dass Brüderchen von der anderen Straßenseite aus zu ihr und dem Vater rennen wollte. Und dabei von dem deutschen Auto erfasst und weggeschleudert wurde. Sind Vater und Sohn schon im Hospital von Zamość angekommen? Lebt Krzysztof noch?

Nach eineinhalb Stunden kommt der blaugraue *Nysa*-Bus der *Milicja*. Sie haben einen Staatsanwalt mitgebracht, der ein wenig englisch spricht. Ich muss ins Alkoholtest-Röhrchen blasen, Pass, Visum und Fahrzeugpapiere abgeben. Dann werde ich aufgefordert, ihnen mit meinem Bus zu folgen. In der Miliz-Station von Zamość schließen sie ihn in einer Garage ein.

Ich will ins Hospital, werde aber den ganzen Abend von wechselnden Beamten in Zivil in gebrochenem Deutsch und Englisch wieder und wieder verhört. Meine immer aufs Neue

¹ Götz Aly/Susanne Heim: *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*. Frankfurt a.M., S. 432 – 437.

vorgebrachte Frage, was mit dem Kind sei, bleibt ohne Antwort. Das wisse man nicht, das Kind sei in Tomaszów.

Nach Stunden wird mir erlaubt, Juliusz Brniak in Kraków anzurufen. Er arbeitet als Anwalt im Rahmen von „Wiedergutmachungs-Angelegenheiten“ von Nazi-Verbrechen. Ich kannte Juliusz noch nicht, hatte mich aber telefonisch für den übernächsten Tag mit ihm verabredet. Brniak spricht gut deutsch. Als ich ihm sage, dass man mich hier belügen würde, ich wisse genau, dass das Kind in Zamość sei und nicht in Tomaszów, geht einer der Verhörer mit bedrohlicher Geste auf mich los. Ich sage, man wolle mich schlagen, und halte den Telefonhörer wie einen Schutzschild dem Angreifer entgegen. Der Anwalt am anderen Ende der Leitung hat eine Autorität, die mich schützt.

Kurz vor Mitternacht wird mir erklärt, dass Papiere und Fahrzeug einbehalten würden, ich zu einem bestimmten Hotel in der Nähe zu gehen und am nächsten Morgen um 8 Uhr wieder zu erscheinen hätte. In der Nacht von Zamość suche ich das Kind. Einer der wenigen Passanten, die noch unterwegs sind, hatte auf meine Frage nach dem Hospital in eine andere Richtung als die zum Hotel gewiesen. Im Hospital finde ich die Unfallstation und in einem winzigen Raum mit Pritsche und Waschbecken den wachhabenden Arzt.

Dr. Zbigniew Kowalczuk hat gerade seine Socken gewaschen, als ich eintrat. Er spricht ein wenig englisch, er hat ein Jahr in Edinburgh studiert. Er führt mich auf die Wachstation. Im Gitterbettchen liegt Krzysztof reglos auf der Seite. Er atmet fast unmerklich, hat außer Schmerz bisher keine Reaktionen gezeigt. Dr. Kowalczuk kann nicht sagen, ob sein kleiner Patient die schwere Gehirnprellung überleben wird. Um 2 Uhr bin ich im Hotel. Der Nachtportier gibt mir zwei Wassergläser voll Wodka mit aufs Zimmer.

Am nächsten Morgen erwarten mich ein Milizoffizier, eine vereidigte Dolmetscherin und ein Kraftfahrzeug-Sachverständiger, den man aus seinem Urlaub geholt hat. Kontrollfahrt im Volkswagen-Bus. Bremsversuche. Verhöre. Nachmittags um halb vier bekomme ich Pass, Visum und Bus zurück und die schriftliche Erklärung, dass nichts gegen mich vorliege, ich sei unschuldig, frei. *Aber Kinder sind doch nie schuldig*, denke ich. Im Hospital finde ich Vater, Mutter, Schwesterchen und eine Tante am Bett des Kindes, das so klein und so blond ist wie meine Lena in Berlin. Auch auf die Worte und Berührungen seiner Mutter zeigt Krzysztof keine Reaktion. Aber die Familie will sich vor der Wachstation mit mir fotografieren lassen. Sie stellen sich neben mich, und die kleine blonde Tereska greift zaghaft nach meiner Hand.

Der Nachtdienstarzt ist noch nicht da. Als ich zum Ausgang gehen will, in der Absicht, nach Kraków zu Brniak zu fahren, kommt er mir entgegen. Was ich nicht gefühlt habe, sieht er. So kann man nicht wegfahren. Schon gar nicht mit dem Auto, mit dem man gestern ein Kind

angefahren hat. Nachdem wir noch einmal nach Krzysztow gesehen haben, nimmt Zbyszek mich mit zu sich nach Hause. Bei seiner Frau Jadwiga, den beiden Töchtern Małgosia und Basia und den Großeltern erlebe ich eine Gastfreundschaft, die meine Seele wärmt. Erst am Tag vor Ablauf meines Visums fahre ich los. Krzysztow hat noch immer keine Reaktionen gezeigt. Zwei Tage erst später hat er das getan. Ich erfahre es bei der Ankunft in Berlin. Auf dem Heimweg hatte ich einen halben Tag in Auschwitz verbracht. Im Lager-Museum sah ich erschrocken die Ausstellung der DDR: Das Hohelied **auf die deutschen** Kommunisten – angeführt von Walter Ulbricht.

Obwohl Birgit mit unserer Tochter Jule Lisa im 7. Monat schwanger ist, fahren wir ein Jahr später zusammen über die holprigen Straßen Südpolens nach Łabunie an der Straße von Zamość nach Süd-Ost. Die Arztfamilie kommt auch mit. Schon von Ferne sehen wir den Blondschoopf, wie er auf einem Schuppendach herumklettert und Ausschau hält nach dem grünen VW-Bus aus Deutschland. Einmal im Monat muss der Vater mit seinem Jungen in die Klinik nach Lublin zur Kontrolle, als Spätfolge könnte es zu Epilepsie kommen. Mutter und Kinder haben Töpfe, Schüsseln, Teller, Gläser und Besteck in der Nachbarschaft zusammengeliehen. Auf dem Tisch Brauner Wodka, Räucherwürste, Hühner, Pilze, Tomaten, Gurken, Speck und alles, was es noch gibt in Ostpolen. Wir essen und trinken und freuen uns zwei Tage lang. Das Bild vom Kinderschuh aber wurde ich nicht mehr los. Es ist dauerhaft in meinem Unterbewusstsein präsent, ein Kristallisationspunkt, der unmerklich Fühlen, Denken und Handeln mitbestimmt, und der eine Passion zu befördern in der Lage ist.

In den bewegten Jahren nach 1968 hatte der französische Dramatiker Armand Gatti ein „Artist in Residence Jahr“ in Berlin gelebt und gearbeitet. Wir haben gemeinsam gegen den VietNam-Krieg der Amerikaner und die Gewalt der Westberliner Polizei gegen Studenten demonstriert. Gattis in dieser Zeit entstandenes Stück „Rosa Collective“, bei dessen Uraufführung am Staatstheater Kassel 1971 auch meine damalige Ehefrau Therese, Mutter von Lena, auf der Bühne stand, spiegelt seine Suche nach dem, was in Ost und West von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, von ihren Ideen und ihrem Kampf geblieben war. An der Stelle im Tiergarten, wo die Leiche der ermordeten Rosa im Januar 1919 in den Landwehrkanal geworfen worden war, fand Gatti zwar das Hilton-Hotel, jedoch keine Gedenktafel und keinen Namen. Nur Strahlen des blausilbern rotierenden Mercedes-Sterns huschten vom hohen Dach des Europa-Centers herab über die nächtliche Szenerie.

Armand Gatti, der im Jahr meiner Geburt aus dem Macquis der Wälder von Berbeyrolle verhaftet und noch 1943 mit sechzehn Jahren zum Tode verurteilt wurde, begnadigt dann und in ein Arbeits-Lager bei Hamburg deportiert, hat in seinem Stück *Les sept possibilités du train*

d'Auschwitz einen Eisenbahnzug durch Europa irren lassen, dessen Insassen, allesamt Auschwitz-Überlebende, in keinem Land willkommen sind. Gleichzeitig mit den Proben zur Uraufführung in Wien hatte ich meine Schluss-Arbeiten für „Das Daimler-Benz-Buch“ abgeschlossen und nutzte im März 1987, zwei Wochen vor Erscheinen des Buchs, einige freie Tage zu einem Proben-Besuch. Zu meiner Verwunderung hatte Dante, wie ihn seine Freunde bei seinem Taufnamen nennen, eine Figur „Helmut Bauer“ entworfen, die zwar nicht auf der Bühne erscheint, von der es jedoch heißt, sie hole Namen, Stimmen und Bilder der ins KZ-Ravensbrück deportierten Frauen aus dem Dunkel ans Licht. Das war fünf Jahre, bevor ich die 30 Deportations-Gouachen der jüdischen Ungarin Edith Kiss in London fand. Und sechs, bevor ich mich im Januar 1993 zum ersten Mal auf den Weg nach Ravensbrück machte, um der Leiterin der KZ-Gedenkstätte Sigrid Jacobeit den Bilder-Zyklus vorzustellen, den Edith Kiss über ihre KZ-Haft und Zwangsarbeit für Daimler-Benz-Genshagen nach ihrer Befreiung schon im Sommer 1945 innerhalb von zwei Monaten gemalt hatte.

Als der Dichter Gatti jedoch mit mir ein Theaterstück entwickeln wollte, über den Schlosser *qui se suicide avec sa propre machine*, habe ich mich verweigert. Leben und Sterben meines Vaters hatte ich mit mir alleine auszutragen.

2. Kind der Ostfront²

Als erster Sohn des Schlossers Julius Christian Bauer und seiner Ehefrau Hedwig, geborene Winkler, wurde ich, Helmuth Julius Bauer, am 18. Juni 1943 in Ulm an der Donau geboren.

Ich bin mit zwei Geschwistern groß geworden, mit der sechs Jahre älteren Schwester Christa, und mit meinem Bruder Frieder, der dreieinhalb Jahre jünger war, er ist im November 1946 geboren, ein Jahr nachdem mein Vater aus dem Krieg zurückgekommen war.

Von 1939 bis 1945 war der Vater in der deutschen Wehrmacht gewesen, zuerst in Frankreich, später Feldwebel drei Jahre in Russland an der Ostfront.

Meine Mutter, Hedwig Maria geborene Winkler (1909 – 1992), war Kontoristin in der jüdischen Textilfirma „Cohn&Ullmann“ in Ulm und hat aufgehört dort zu arbeiten, als die Tochter Christa 1937 auf die Welt gekommen war. Meine Mutter hat erzählt, dass zu dieser Zeit die Familien ihrer jüdischen Chefs nach Amsterdam „ausgereist“ seien. Wie ich erst nach dem Tod der Mutter aus einem Buch über die Deportation der Ulmer Juden erfuhr, wurden sie im Krieg alle aus Holland deportiert und im Jahr meiner Geburt in Theresienstadt und Auschwitz ermordet.

² Aufgeschrieben nach einem Interview, das mein Freund, der ungarische Literaturwissenschaftler György Fehéri, im Jahr 2007 mit mir geführt hat. <http://www.gesichter-der-kz-zwangsarbeit.de/wie-der-autor-zu-seinem-thema-kam>

Bei meiner Geburt am 18. Juni 1943 in Ulm gab es Bombenalarm und die Kinder wurden in den Keller der Bethesda-Klinik gebracht, die Neugeborenen auch. Das, wie meine Mutter sagte, weil sie „des Führers höchstes Gut“ waren, die Kinder. Die Mütter blieben auf Station und die Kinder im Keller. Mein Freund Gyuri Fehéri hat das wie folgt kommentiert: „Demnach warst Du als ‚Führers Gut‘ willkommen ...“.

Meine Mutter hat mir später gesagt, auch ihre beiden anderen Kinder seien willkommen gewesen, aber ich wäre das einzige, das bewusst „als Stammhalter“ gewünscht und gezeugt war, bei einem Fronturlaub meines Vaters. Ich habe meine Mutter gefragt: „Wie kann man im Herbst 1942 unbedingt ein Kind wollen?“ – „Man dachte, der Krieg wird gewonnen, und alles wird besser“, hat sie gesagt. Daran hielt man sich auch noch nach Stalingrad fest. Mein Freund, der Dichter Armand Gatti, hat mich einmal „Kind der Ostfront“ genannt. Er hatte verfolgt, wie ich meine Recherche- und Dokumentationsarbeit immer gezielter auf die Zeit der ersten 2 Jahre meines Lebens konzentrierte.

Im Sommer 1944 wurden wir wegen der zunehmenden Bombengefahr aus der Stadt Ulm evakuiert in das Dorf Neenstetten auf der Schwäbischen Alb. Und das ist etwas von dem ganz Wenigen, was ich von meiner Mutter über meinen Vater aus der Kriegszeit weiß, dass er in diesem kleinen Dorf beim Fronturlaub zum Dorfnazi gesagt hat: „Ich gehe nicht eher zurück an die Front, als bis meine Familie hier eine Wohnung hat.“ Und dann haben wir eine Wohnung bekommen im 1. Stock über der Dorfschmiede.

Als ich zwei Jahre alt war, ist der Vater mir wohl als fremder Mann erschienen, wie er aus dem Krieg zurückkam. Ich sehe ihn in der Küche auf dem Hocker sitzen, der ganze Nacken war voll angeschwollener Furunkel, und immer noch erinnere ich das Bild, wie meine Mutter ihm schmerzhaft die Eiterpfropfen herausdrückt.

Im Frühjahr 1949 kam ich in die Grundschule in Ulm-Söflingen, Volksschule hieß das damals, und „Helmuth hat einen guten Anfang gemacht“. Wie ich in der dritten Klasse war, hat ein Lehrer zu meinen Eltern gesagt, „der Junge sollte auf die Oberschule gehen, der ist begabt“. Und dann schickten sie mich auf das Schubart-Gymnasium in Ulm, die Ausnahme damals unter Arbeiterkindern.

Ich erinnere fast gar keine Gespräche über den Krieg. Ich wusste, dass der Vater bei den Sanitätern war hinter der Front, also nicht bei der kämpfenden Truppe, und einmal hab ich ihn gefragt, ob er auch geschossen hat. Da sagt er, sie hätten manchmal mit ihren Pistolen in den Wald rein geschossen, als da „dunkle Gestalten“ herumliefen, bei irgendeinem Sanitätslager. Vielleicht waren das Partisanen. Also nicht gezielt auf einen Menschen, „sondern in den Wald rein geschossen“, um die zu vertreiben. Ich denke nicht, dass er Probleme hatte mit dem, was

er getan hat. Aber doch mit dem, was er gesehen hat. Heute weiß man ja, was Sanitätskompanien auch machten und zu tun hatten. Er hat als Fahrer auch Ärzte gefahren. Man weiß heute, wohin sich deutsche Ärzte in Russland auch haben fahren lassen. Ich nehme an, der Vater hatte Dinge gesehen, die ihn traumatisierten, die er nicht verarbeiten konnte, und schon gar nicht darüber reden. „Lag zuhause Unerledigtes in der Luft?“, hat Gyuri gefragt.

Auch in der Schule erfuhren wir so gut wie nichts über die jüngste deutsche Geschichte. Nicht einmal über die der Heimatstadt. Und da war etwas besonders Beschwiegenes: In Ulm gab es von November 1933 bis Juli 1935 ein frühes Konzentrationslager „Oberer Kuhberg“, das hatten die Nazis in einer Festungsanlage aus dem 19. Jahrhundert eingerichtet. Darauf bin ich überhaupt erst über meinen Bruder Frieder gestoßen, als ich schon in Berlin studierte. Er hat mich mit einem alten Kommunisten in Ulm, Otto Hornischer, bekannt gemacht, der auch da eingesperrt war und nach dem Krieg Jahrzehnte dafür kämpfte, dass eine Gedenkstätte in dieses Gemäuer rein kommen sollte. Dass daran überhaupt erinnert wird. In Schulen durfte Otto nicht erzählen. Hornischer war ja Kommunist.

Ottos Frau Babette erzählte meiner Mutter und mir, wie sie während des Krieges Haushaltswaren auf dem Markt vor dem Ulmer Münster verkaufte, um die Familie mit Töchterchen Inge ohne Einkünfte des inhaftierten Vaters durchzubringen, und dort von den Ulmer Bürgern zu hören bekam, sie gehöre aus der Stadt gejagt mitsamt ihrem Kommunisten-Balg.

Meine ganze Kindheit hindurch haben wir in der Königstrasse 33 am Unteren Kuhberg gewohnt. Man müsse sich von dem düsteren Gemäuer fernhalten, „dunkle Gestalten“ hausen darin, hieß es, wenn wir im Sommer oft sonntagnachmittags daran vorbei gingen über den Kuhberg zum Garten der Methodisten-Gemeinde. Wie ich auch viel später erst erfuhr, waren in den Kasematten dieser Festungsanlagen nach Kriegsende ehemalige Zwangsarbeiter untergebracht, *displaced persons*, und Bier wurde dort auch zeitweise ausgeschenkt. Erst nach 1989 ist dort eine Gedenkstätte, das „Dokumentations-Zentrum Oberer Kuhberg“ entstanden.

Jüngste und gegenwärtige deutsche Geschichte erreichte mich übers Theater. Ein Schlüsselerlebnis war „Der kaukasische Kreidekreis“ von Bertolt Brecht, den der Brecht-Schüler Peter Palitzsch im August 1961 in Ulm inszenierte. Während der Probenzeit wurde in Berlin die Mauer gebaut. Es hieß dann in der Ulmer Presse und Bürgerschaft, Palitzsch mit seinem Brecht sollten verschwinden aus der Stadt und abhauen in ihren Osten. Ich glaube, aus Trotz habe ich „Das epische Theater von Bertolt Brecht“ als Thema meiner Abitur-Abschlussarbeit in Deutsch gewählt, die dann mit einem Buchpreis ausgezeichnet wurde. Gewählt habe ich dafür den Suhrkamp-Band „Spiele in einem Akt“, den Walter Höllerer 1961

herausgegeben hatte. Denkwürdiges Vorzeichen: Ein Jahrzehnt später habe ich dann 1972 bei Höllerer an der Technischen Universität in Westberlin promoviert.

Der Titel der Dissertation lautet „Arbeiten und Essen“ – und der Untertitel: „Lage und Kämpfe der Bauern, Handwerker und Arbeiter und ihre Darstellung in der deutschen Literatur von 1770 bis 1850. Mit Texten von Wieland, Bürger, Herder, Jean Paul, Klinger, Forster, Moritz, Wolff, Weerth, Engels, Marx und von Bauern, Handwerkern und Arbeitern“. Das war die Zeit der Studentenbewegung, wo das möglich war, mit einer Arbeit, die ausgehend von Wirtschafts-, Gesellschafts- und Sozialgeschichte Literatur analysierte, im Fach Literaturwissenschaft zu promovieren. Mein Doktorvater Walter Höllerer besaß die nötige Autorität, die meinen Arbeitereltern („Für meinen Pap und für meine Mim“) gewidmete Dissertation gegen konservative Stimmen im Fakultätsrat der TU durchzusetzen. Dafür bin ich sehr dankbar.

Jetzt hatte ich den Dokortitel. Ich selbst wollte damals jedoch gar nichts mit einer Promotion anfangen. Auch nicht, als Höllerer vorschlug, die Dissertation für eine Buch-Veröffentlichung zu überarbeiten. Die Entscheidung, nach der Promotion ungelern in die Fabrik arbeiten zu gehen, stand ja schon lange vorher fest – „dem Volke dienen“ war die Parole in meinem politischen Umfeld – dass diese in meinem Inneren auch von Schuldgefühlen getragen war, wurde mir allerdings erst viel später in Therapien und Klinikaufenthalten bewusst.

Nach dem Abitur zu Ostern 1962 begann ich in Freiburg zu studieren und ging, während der Zuspitzung des Kalten Krieges in der Kuba-Krise in die „Frontstadt Westberlin“, in der ein aggressiv-antikommunistisches Klima herrschte. Gerne bin ich immer wieder im „Interzonenzug“ durch die DDR nach Hause gefahren; ich habe mich da wohl gefühlt, saß auf dem Hocker in der Küche, wenn die Mutter kochte und merkte mir ihre Rezepte. Und doch kam der Sohn mehr und mehr aus einer anderen Welt.

Ich weiß noch, wie ich einmal meinem Vater erzählte, dass ich eine Proseminararbeit über Goethes „Die Leiden des jungen Werther“ schreibe. Er wusste nicht, was das soll, wozu ich so etwas mache. Weil ich doch immer sagte: „Lehrer werde ich nicht.“ Lehrer hätte für die Eltern natürlich gepasst, oder kaufmännischer Angestellter, Ingenieur ... Und es begab sich, etwa um die Zeit, seitdem ich nicht mehr zuhause wohnte, dass der Vater immer mehr in Depressionen geriet und immer längere Perioden nicht mehr arbeiten konnte. Ich sehe noch, wie eine Schublade im Küchen-Buffer voll mit Medikamenten-Schachteln war, die Antidepressiva der damaligen Zeit. Und er hat sich schließlich das Leben genommen. Am 10. Januar 1967. Mit dem Kran an seinem Fabrik-Arbeitsplatz.

Meine Schwester Christa hat es mir in Bad-Godesberg über das Bühnen-Telefon mitgeteilt. Ich war gerade mit der „Schauspieltruppe Zürich“ auf einer halbjährigen Theater-Tournee. Ich war nicht in der Lage, über den Tod des Vaters zu trauern, mich von ihm in Würde zu verabschieden. Noch als ich 15 Jahre später in den Fabriken von Daimler-Benz als Maschinenschlosser arbeitete, habe ich seinen Glasschneider in meinem Werkzeugwagen mitgeführt, obwohl dort für mich kein Glas zu schneiden war. Wieder und wieder habe ich versucht, seine Arbeitsstiefel zu tragen, obwohl ich darin nicht schmerzfrei gehen und schon gar nicht arbeiten konnte. Wenn ich heute darüber schreibe, trage ich sein Klappmesserchen mit zwei schmalen Klingen und Korkenzieher in der Hose bei mir.

Erst beim Schreiben der Biografie von Edith Kiss habe ich erkannt, dass nicht Arbeitsbedingungen allein es sind, die zum Suizid führen, bei Edith Kiss nicht einmal schlimmste Bedingungen von KZ-Haft und Zwangsarbeit, was ich lange Zeit fest geglaubt hatte. Ein „akkumulatives Trauma“ erst (Anna Freud), dessen Stufen oft tief aus der Kindheit heraus sich aufgebaut haben, verschlingt eines Tages alle Freude und Lebensenergie.

Der Vater besaß viel mehr Fähigkeiten, als er nach der Traumatisierung durch seine Ostfront-Erlebnisse leben konnte als Fahrer in diesem kleinen Betrieb „Oberschwäbische-Glashandels-Gesellschaft ULM“, wohin er morgens halbsieben mit Ledertasche und Fahrrad aufbrach und oft spätabends erst zurückkam. Er hatte doch Schlosser gelernt und ich habe Fotos, wo er Motoren repariert, sie auseinandernimmt und wieder zusammensetzt. Ich erinnere mich genau an die Garage, in der er seine Werkbank und seinen Lastwagen hatte. Wie es da roch. Als kleiner Bub hat er mich auch in seinem Laster mitgenommen in die Glasfabriken bis in die Oberpfalz nach Weiden, nach Mannheim-Waldhof und Köln, wo das Glas glühend aus den Öfen floss, dann plattgewalzt und zurecht geschnitten in Kisten verpackt von ihm mit dem Kran auf die Pritsche seines Lasters gehievt wurde. An seiner Hand habe ich die Fabrik von innen kennengelernt ...

Die Kriegs-Vergangenheit, „Vor-dem-Zusammenbruch“ genannt, war ein Tabu, was auch an der Stimmung der 50er-Jahre in Westdeutschland lag, vielleicht besonders in Schwaben, es ging nur darum, wieder aufzubauen, am Wirtschaftswunder teilzuhaben, nicht zurückschauen. Man versuchte, es zu einem Häusle zu bringen und zu einem Auto, unsere Eltern haben beides nicht geschafft, nur ein Gärtle haben sie in Pacht gehabt, mit ein wenig Kartoffeln, Tomaten, Bohnen, Schnittlauch, Petersilie, Beeren und Salat. Und doch war es immer ein Bestreben, „es zu etwas zu bringen“. Und wenn man das selber nicht schaffte als Eltern, sollten das die Kinder tun. Sie sollten „es einmal besser haben“. Noch immer höre ich

meine Mutter sagen: „Das Leben ist ein täglicher Kampf“ – der Vater hat den seinen verloren, Hunger leiden musste die Familie nie.

Auch an der Universität haben wir nicht über die eigene Geschichte gesprochen. Nicht bis 1966, jedenfalls nicht in Älterer- und nicht in Neuerer Deutscher Literaturgeschichte. Mein zweiter Toter 1967 war am 2. Juni Benno Ohnesorg. Der Kommilitone wurde bei einer Demonstration gegen den Besuch des Schah von Persien **vor der Deutschen Oper** Westberlin von einem Polizisten erschossen. Ohnesorgs Tod erst war der Tod, der meine weitere Lebensgeschichte durch die massenhafte Mobilisierung der Westberliner Studenten prägte.

Ich habe eigentlich die Arbeit an meiner Dissertation nur durchhalten können und sie schließlich auch ganz schnell durchgeschrieben, weil ich wusste, ich will in die Fabrik. „Proletarische Linke“, das war eine der studentischen Initiativen damals, „vom Proletariat lernen“ wies den Weg.

Ich habe am 17. Juli 1972 Rigorosum an der Technischen Universität Berlin gehabt und am 1. September 1972 ein paar Straßen weiter bei Osram angefangen als ungelernter Maschinen-Einrichter. Promotion und Studium verschwiegen. Im Grund verleugnet, ja zu verdrängen versucht. Die Fabriken waren ja damals froh, wenn überhaupt ein Deutscher arbeiten kam, es herrschte Hochkonjunktur, die haben gar nicht viel gefragt, woher der kommt und nicht viel Papiere sehen wollen.

Für mich war im Grunde nicht die politische Dimension der damaligen Parolen entscheidend, wie mir allerdings erst sehr viel später in Psychotherapien bewusst wurde, als ich selber mit Depressionen zu kämpfen hatte. Es kam mir eigentlich gerade recht, dass ich jetzt unter einem politischen Anspruch auch in die Fabrik gehe mit dem Schicksal meines Vaters, und wer es ernst meinte mit dem Kampf gegen den Kapitalismus, dem ich damals Mitschuld am Tod des Arbeiter-Vaters zuschrieb, sollte das gefälligst ebenso tun. Und das führte ja dann auch dazu, dass, nachdem Osram mich und einige Genossen nach 3 Jahren aus offensichtlich politischen Gründen fristlos entlassen, und ich den Prozess auf Wiedereinstellung gewonnen hatte, ich nicht zurückging, sondern meinen Anspruch habe auszahlen lassen, um mit dem Geld noch Schlosser lernen zu können. Vaters Beruf.

Als die studentische „Betriebsgruppen-Bewegung“ mangels Mobilisierung der Arbeiter in den Fabriken von Westberlin zu Ende ging, die ganzen linken Intellektuellen fast alle wieder aus den Fabriken verschwunden waren, ich aber inzwischen Facharbeiter war, wollte ich auch selbst als Arbeiter politisch wirken, eine Arbeiterfamilie leben und außerdem in meine schwäbische Heimat zurück.

Und da gab es in Stuttgart bei Daimler-Benz die „plakat-Gruppe“, die in diesen Jahren bundesweit Schlagzeilen machte. Deren kämpferisches Auftreten hat mich aus der Ferne beeindruckt: dass da eine Arbeitergruppe ist, die Opposition gegen angepasste Betriebsräte macht, die sich darum kümmert, was passiert mit den Arbeitsbedingungen in der Fabrik, wie soll das in Zukunft werden? Das passte mir auch vom Thema meiner Dissertation her. Wie verändern sich Arbeits- und Lebensbedingungen für die Menschen bei der Einführung neuer Arbeitsabläufe und Technologien?

1981 habe ich angefangen, als Maschinenschlosser bei Daimler-Benz zu arbeiten. 1983 eskalierte der „Kalte Krieg“ erneut mit neuen Raketenstationen in Ost- und Westdeutschland. Gegen den sogenannten „NATO-Doppelbeschluss“ formierte sich im Westen breiter Widerstand. Dabei entstand auch die „Friedensinitiative Daimler-Benz“ im Stammwerk Untertürkheim, wo ich gearbeitet habe. 1983 habe ich vor tausenden Kollegen auf der Betriebsversammlung zum alten-neuen Thema „Daimler-Benz und Rüstung“ eine Rede gehalten, die in der „plakat“-Betriebszeitung veröffentlicht wurde. Eine Rede, die in die Richtung ging, dass Daimler während des 2. Weltkriegs Hauptproduzent von Flugmotoren, Panzermotoren und Schiffsmotoren war – also Motoren für Land-, Wasser- und Luftfahrzeuge, was der Dreizackstern seit einem Jahrhundert symbolisiert –, und dass Daimler und der andere süddeutsche Schwerlastwagenbauer MAN Teile der mobilen Abschussrampen bauen würden für die Pershings und Cruise Missiles, die jetzt in Schwaben stationiert werden sollten.

Bisher war dort nur von den legendären Autos mit Lorbeerkranz und Dreizackstern die Rede gewesen, die auch über die beiden Weltkriege hinweg Rennsiege am laufenden Band eingefahren hatten, „Mythos Mercedes“, in dem Arbeiter keine Rolle spielten. Zwangsarbeiter schon gar nicht. Kriegsproduktion als technologische Highlights ...

Das hat mich herausgefordert, mich mit der Schattengeschichte des Konzerns, wie unter einem Zwang, zu beschäftigen. Das ging nur außerhalb der Fabrik. Ich musste da raus, und hatte Silvester 1985 meinen letzten „Daimlertag“, wie ich damals glaubte. Acht Jahre später hieß mein erster Daimlerfilm „Der Stern und sein Schatten“ (1993), den ich nach einer Werbeanzeige von Daimler-Benz, veröffentlicht zur 1. Kriegsweihnacht 1939, so benannt hatte: Aus dem Weltall herunter wirft der silbern-strahlende Mercedesstern einen gigantischen Schatten auf den Planeten Erde, das Zentrum auf Europa. Dieses Motiv verschmolz mit den Kinderschuhen in Ostpolen zum Lebensarbeitsthema für inzwischen mehr als 3 Jahrzehnte. Schon als wir 1992 das erste Mal für den Film „Der Stern und sein Schatten“ in Warschau drehten, hatte Daimler-Benz im Stadtzentrum eine noble Repräsentanz mit Fahrzeugen des Unternehmens eingerichtet. Als wir 1999 den Film „Für Lohn und Würde“ drehten, haben wir

auch den blausilbernen rotierenden Mercedes-Stern gefilmt, der vom Hochhaus gegenüber des *Pałac Kultury i Nauki* (des Warschauer Palasts der Kultur und Wissenschaft – Anm. d. Hrsg.) die nächtliche Szenerie am ehemaligen Dzierżyńskiego Platz überstrahlte.

3. Innere Bilder

Als Motto für mein Buch „Innere Bilder wird man nicht los. Die Frauen im KZ-Außenlager Daimler-Benz Genshagen“ (Metropol-Verlag Berlin 2011) habe ich einen Satz von Ernst Bloch gewählt: „Nur jenes Erinnern ist fruchtbar, das zugleich erinnert, was noch zu tun ist“. Denn als man in Deutschland 40 Jahre nach Kriegsende zaghaft begann, sich an die Millionen Zwangsarbeiter zu erinnern, wurde offenbar, dass ungeheuer viel noch zu tun war, obgleich es doch für noch viel mehr inzwischen längst zu spät war. Ich habe dieses Buch meinem Vater gewidmet.

Daimler-Benz Genshagen im Visier

In den ersten Monaten nach dem Fall der Mauer in Berlin und der Öffnung der Grenze zur DDR, führte mich im Februar 1990 ein Forschungs-Auftrag des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim nach Ludwigsfelde, um auf dem jetzt zugänglich gewordenen Gelände in der Genshagener Heide zur Geschichte des ehemaligen Kriegswerks Genshagen der Daimler-Benz AG zu recherchieren. In einem Interview für „Das Daimler-Benz Buch“ hatte der Russe Simon Guljakin uns schon 1986 über seine drei Jahre unter den nahezu 10 000 Zwangsarbeitern in diesem Werk berichtet. Jedoch die Geschichte der 1100 Frauen aus dem KZ-Ravensbrück, die ab Herbst 1944 in Genshagen Motoren für Messerschmitt-Jäger und Heinkel-Bomber montieren mussten, kam erst 1992 bei umfangreichen Recherchen zum Film „Der Stern und sein Schatten“ nach und nach aus dem Vergessen ans Licht. Und hat einige ums Image ihres Unternehmens besorgte Manager nachhaltig aufgeschreckt.

Durch einen von der Daimler-Benz AG im 50. Jahr nach der Befreiung der KZs finanzierten Jahresvertrag als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück wurde mir ermöglicht, ein erstes und richtungweisendes Modell zu entwickeln: die Einbindung eines Konzerns in die Aufarbeitung seiner eigenen Geschichte im Rahmen der Aufgabenstellung einer KZ-Gedenkstätte.

Akzentuierte Schützenhilfe für meine Nachforschungen war zuvor von Dietrich Eichholtz gekommen, dessen in der DDR erarbeitetes Standardwerk „Deutsche Kriegswirtschaft 1939–1945“ als grundlegend gilt. In einem für Ravensbrück und Daimler-

Benz eingeholten Gutachten erklärte Eichholtz: „Da mir bekannt ist, dass die Erforschung der Geschichte über die einstigen Außenlager des Frauen-KZ-Ravensbrück auch in den DDR-Jahrzehnten keine Rolle gespielt hat, halte ich die geplante Materialsammlung für außerordentlich wertvoll und geeignet, dieses Versäumnis exemplarisch aufzuarbeiten, und am Beispiel des Nebenlagers Genshagener Heide die Geschichte und den Alltag eines solchen Lagers öffentlich zu machen.“

Noch 1969 hatte Daimler-Benz gegenüber dem „Comité International des Camps“ geleugnet, jemals KZ-Häftlinge in seinen Werken beschäftigt zu haben, als der Sekretär des Comités, der Auschwitz-Überlebende und Autor Hermann Langbein, Anerkennung und Abgeltung für polnische Frauen aus Genshagen angemahnt hatte. So wurde eine viel zeitigere historische Aufarbeitung auf sauberere Art und Weise hintertrieben, den früheren Zwangsarbeiterinnen moralische und materielle Anerkennung zukommen zu lassen, als durch die von Sammelklagen, Boykottaufrufen und Imageproblemen von Daimler-Benz in den USA via Bundesstiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ drei Jahrzehnte danach erzwungenen Zahlungen. In der heißen Phase der jahrelangen Auseinandersetzungen um „Entschädigung für Zwangsarbeit“ habe ich meine Rede auf der Aktionärs-Hauptversammlung im Jahr 2000 mit der Aufforderung beschlossen, „sich zu Ehren der gestorbenen und ermordeten Zwangsarbeiter von Daimler-Benz für eine Schweigeminute zu erheben“.

Schon 1934 von Daimler-Benz als „kriegswichtigstes Motorenwerk“ Goebbels und der Nazi-Luftaufrüstung angetragen, wurde die riesenhafte Endmontagehalle von Genshagen in der Planung 1940 „Das neue gigantische Projekt“, in Betrieb dann ab 1942 „Die Deutschlandhalle“ genannt. Dort mussten ab Herbst 1944 im inzwischen zum „Nationalsozialistischen Kriegsmusterbetrieb“ aufgestiegenen Werk Genshagen unter der Gewalt der SS-Aufseherinnen 1100 Frauen, mit 725 die große Mehrzahl Polinnen, die legendären Flugmotoren der Baureihe DB 601-610 montieren. Bestimmt für den Einbau in Zellen der Jäger Me 109 und Me 110 und der Bomber He 110, He 111 und He 177 sollten diese Motoren Tod und Vernichtung über die Heimatländer der Frauen tragen, die Daimler-Männer aus dem KZ-Ravensbrück als letztes Aufgebot für den „Totalen Krieg“ zur Zwangsarbeit an der Heimatfront in Genshagen geholt hatten.

Ein Lehrstück deutscher und kapitalistischer Kontinuität bleibt, dass Daimler-Benz sein 1945 nach der Besetzung durch die Sowjetische Armee gesprengtes und enteignetes Werksgelände, auf dem die DDR auf den Trümmern von Daimler-Benz Genshagen ihr „Industriekombinat Fahrzeugbau“ (IFA) aufgebaut hatte, beim Untergang der DDR das mit dem Staat zusammen untergehende Kombinat in lukrativen Teilen von der „Treuhand“

übernahm, und sich 1990 in ganzseitigen Werbe-Anzeigen als „Motor im Aufschwung Ost“ präsentieren konnte.

„Das wahre Dokument der Zeit“

Schon seit Anbeginn dieser Arbeit war es mir nicht nur um Recherche und Dokumentation im herkömmlichen Sinne gegangen, vielmehr war mein besonderes Anliegen, jede Gelegenheit zu nutzen, mit Unterstützung des involvierten Unternehmens „Begegnungen“ und „Wiederbegegnungen“ zu ermöglichen: der ehemaligen Häftlinge aus den verschiedenen Ländern untereinander, mit den Orten ihrer KZ-Haft und Zwangsarbeit, mit der dortigen deutschen Bevölkerung, insbesondere mit Jugendlichen, wie auch mit Beauftragten des Konzerns.

Das waren keine leichten Begegnungen für beide Seiten. Das ungelöste Problem der „Entschädigungen“ lag lastend zwischen Gastgebern und Gästen, die immer eindringlicher eine persönliche Nachzahlung des ihnen vorenthaltenen Arbeits-Lohnes forderten. Und doch hat Daimler-Benz bis ins Jahr 2000 hinein immer wieder die von mir angeregten und organisierten Begegnungen mit den „Genshagerinnen“ finanziell getragen.

Nachdem durch Alter, Krankheit und Tod ein immer kleiner werdender Teil sich noch als Zeitzeuginnen zur Verfügung stellen konnte, begann ich schon bei den ersten Begegnungen 1992 damit, in Rede, Bild und Film deren Geschichten aufzuzeichnen, auch um für eine zukünftige historisch-pädagogische Arbeit an Schulen und Gedenkstätten gerüstet zu sein. Und beim „Abschied von den Zeitzeugen“ noch einmal auf unsere letzten Jahre mit ihnen zurückblicken zu können.

Im ersten großen Interview mit einem ehemaligen russischen Zwangsarbeiter von Daimler-Benz hatte Simon Guljakin schon im August 1986 dem Historiker Michael Schmid und mir detailliert seine Arbeits- und Lebenswelt bei Daimler-Benz Genshagen geschildert. Mit seinem „Wir waren ja Niemand“ formulierte Simon beiläufig, was sich in der Folge wie eine schwere Hypothek lange durch meine Arbeit zog. Komplementär erklärte 1995 die Warschauer Genshagerin Henryka Kluka am 50. Jahrestag ihrer Befreiung beim Gang durch die Bäume im Wald von Below, an deren vernarbter Rinde noch immer die von ausgehungerten Häftlingen gerissenen Wunden zu erahnen sind, Zeugnis dafür, wie sie versuchten, mit Baumrinde ihrem verzweifelten Hunger zu begegnen: „Wir waren das wahre Dokument der Zeit.“

Im langwierigen Prozess des schrittweisen Herauslösens innerer Bilder aus Schmerz, Verdrängung, Abwehr und Widerstand brachen mit den Wunden der Frauen von Genshagen

jahrzehntelang tabuisierte Fragen auf. Das erforderte eine sorgsame therapeutische Annäherung, und ich habe dafür noch eine berufsbegleitende Ausbildung gemacht. Dokumentarisch war das Ziel, am Beispiel der „Daimler-Benz-Motoren-GmbH Genshagen“ einen Prozess nachvollziehbar zu machen, der von den NS-Musterbetrieben mit allen realen und propagandistischen Anstrengungen für „Schönheit der Arbeit“ und „Kraft durch Freude“ im Krieg seit 1942 schrittweise zu einer „Normalisierung der Barbarei“ (Neil Gregor) geführt hat. Über 500 bei Daimler-Benz in Genshagen zu Tode gekommene Zwangsarbeiter liegen auf dem Friedhof von Ludwigsfelde, noch nicht gezählt dabei sind die 130 Opfer des schweren Luftangriffs vom 6. August 1944 und die 19 ermordeten Frauen im Massengrab, die erst zur Wiederkehr der Frauen von Genshagen zum 50. Jahrestag ihrer Befreiung einen Gedenkstein erhalten haben. Bis dahin, also die gesamte Epoche der DDR hindurch, war dort kein Hinweis auf das Verbrechen und kein Erinnern der Opfer zu finden.

Mit dem Buch „Innere Bilder wird man nicht los“ erinnern wir uns an die Männer und Frauen, deren Würde, wie jetzt auf dem Stein am Ludwigsfelder Massengrab zu lesen steht, in Genshagen „mit Füßen getreten“ wurde. Wir können froh und dankbar sein, dass Simon Guljakin und die vielen Frauen aus Genshagen uns in ihre inneren Bilder haben schauen lassen, dass die ungarische Jüdin Edith Kiss uns in den 30 Gouachen aus dem „Album Deportation“ ihre inneren Bilder hinterlassen hat, im Versuch, sich von diesen zu befreien. Wir wollen diese Bilder bewahren, sie aufnehmen in die Bildungsarbeit mit Jugendlichen, an Schulen, in Kirchen und Gedenkstätten, wenn die Frauen nicht mehr unter uns sind, und das Echo ihrer Stimmen nicht verstummen lassen, das durch die Daimlertrümmer in den Wäldern der Genshagener Heide zu vernehmen ist.

4. *Jeśli echo ich głosów umilknie – zginiemy*

Wenn das Echo ihrer Stimmen verklingt, sind wir verloren

Am 10. April 2005 hat der Pfarrer der Evangelischen Lutherkirche Berlin-Spandau, Peter Kranz, mit dessen Konfirmandinnen ich vier Jahre lang das Jugend-Medien-Projekt „Zwangsarbeit. Sehen und Verstehen“ geleitet hatte, in der Predigtreihe „60 Jahre danach“ mir die Predigt übertragen, deren Wortlaut ich hier in Auszügen wiedergeben möchte.

„Wie anmutig sind auf den Bergen die Füße des Freudenboten, der da Frieden verkündet, Gutes predigt und Befreiung hören lässt. Der zu Zion spricht: Dein Gott trat die Herrschaft an“. (Jesaja 52, Vers 7)

Vor 60 Jahren, in den letzten Wochen vor dem Ende des 2. Weltkriegs, wurden die großen Konzentrationslager auf deutschem Boden befreit: Buchenwald am 11. April von der amerikanischen Armee, Sachsenhausen am 22. April durch sowjetische und polnische Verbände, und schließlich am 30. April das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück von der Sowjetarmee.

Wir wissen, dass Millionen Menschen in den Konzentrationslagern des Deutschen Reiches ermordet wurden. Aber auch die Befreiung kam für viele Häftlinge zu spät, die in der Zeit danach noch an den unmittelbaren Folgen gestorben sind.

Wir haben in der Schriftlesung gehört, wie ein Bote über die Berge kommt, dem Volk Israel in der babylonischen Gefangenschaft Frieden zu verkünden, und Befreiung aus Verschleppung und Knechtschaft verheißt. Der zum Volk Zion spricht: Dein Gott trat die Herrschaft an.

Ich bin kein Theologe und wage es nicht zu fragen, wo Gott vor Antritt seiner Herrschaft in Jerusalem war. Auch nicht, wo Gott vor der Befreiung der KZs war. Vielleicht sollten wir auch viel eher danach fragen, wo die Kirchen waren, wo die Christen waren, wo die Menschen waren.

Viele Häftlinge befanden sich noch bis in den Mai 1945 hinein auf den Todesmärschen, mit denen die Nazis vermeiden wollten, dass vor den Augen der anrückenden Befreier das ganze Ausmaß ihrer Verbrechen offenbar werde. Dem fielen nochmals tausende Menschen zum Opfer, die durch Lagerterror und Zwangsarbeit gar nicht mehr in der Lage waren, zu gehen.

Eugenia Chałupuszyńska-Hamula geb. Goldberg, eine der Frauen aus Genshagen, die am 18. April bei uns im Jugend-Projekt zu Gast sein werden, hat das wie folgt beschrieben:

„Wir waren erschöpft, ausgehungert, verdreckt und verlaust, mit einem Wort: Wir sahen wie Gespenster aus, wie Schatten unserer selbst.“

Die deutsche Bevölkerung bewarf uns mit Steinen. Man hatte ihnen gesagt, wir seien polnische Banditen. Wasser fanden wir nur in Viehtränken. Wer hinter der Kolonne zurückblieb, wurde erschossen und blieb dort für alle Ewigkeit. Die Wege, die wir entlanggingen, waren mit Leichen gesäumt.

Nach all dem todbringenden Umherirren hatte ich in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai 1945 einen prophetischen Traum: Mir erschien die heilige Mutter am Himmelsgewölbe. Am nächsten Morgen kam in der Scheune, in der wir untergebracht waren, in irgendeinem deutschen Dorf, die Freiheit. Die amerikanische Armee hat uns befreit.“

Als Freudensbotin für das polnische Mädchen Eugenia erscheint die Heilige Maria in der Nacht vor ihrer Befreiung. Eugenia weiß zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass ihre in Ravensbrück zurückgebliebene Mutter zwei Tage später sterben wird. Auch bei der Rückkehr nach Warschau war wenig Freude. Aus Eugenias siebenköpfiger Familie sind nur sie und ihre

Schwester zurückgekehrt. Wehrmacht und SS hatten im Herbst 1944 die polnische Hauptstadt nach der Niederschlagung des Warschauer Aufstands fast vollständig zerstört, mit dem die Polen gehofft hatten, sich von der deutschen Besetzung selbst befreien zu können, vor der Eroberung durch die Sowjetarmee.

Halina Dańko Wojtczak, die auch am 18. April zu uns kommen wird, berichtet, wie sie aus ihrer Heimatstadt Warschau vertrieben und deportiert wurde.

„Es ist der 31. August 1944. Der Warschauer Aufstand dauert schon 31 Tage. Die Altstadt wehrt sich, doch es wird immer schwieriger, die Stellung zu halten. Die deutsche Artillerie zerstört die Häuser, die Bombenangriffe wiederholen sich alle paar Minuten. Die Aufständischen bekommen den Befehl, ihre Posten zu verlassen und durch die Kanalisation in Richtung Stadtmitte zu ziehen, um dort weiterzukämpfen. Die Zivilbevölkerung der Altstadt wird brutal aus den Luftschutzkellern getrieben. Auch meine Eltern und ich. Wir sehen, wie alte Menschen, Kranke und auch Frauen mit Kindern erschossen werden. Mein 62jähriger Vater Boleslaw Danko kam so in der Ogradowa-Straße 59 ums Leben.“

Zu diesem Zeitpunkt hatten Wehrmacht und SS in Warschau schon mehr als 30 000 Zivilisten erschossen. 600 000 Bewohner wurden aus ihrer Stadt vertrieben, 200 000 in KZs deportiert. Täglich kamen riesige Transporte mit Warschauerinnen nach Ravensbrück. (...)

Als wir vor vielen Jahren mit einer der Frauen aus Warschau, Alicja Protasiewicz Kubecka, in Ravensbrück am Ufer des Schwedtsees standen, und überm See den Kirchturm der Stadt Fürstenberg im Blick hatten, erzählte sie, was sie als junges Mädchen im KZ an dieser Stelle gedacht und gefühlt hat.

„Als ich damals hier am See stand und auf die Kirche am anderen Ufer schaute, dachte ich: Mein Gott, so nah ist die Kirche, so nah ist die Stadt, wo die Menschen normal leben. Dort drüben beten sie doch auch zu Gott, und hier werden die Leute auf so bestialische Weise ermordet. Wie konnten sie das zulassen?

Dort beten die Menschen in der Messe, und hier bringt man die Menschen um ihr Leben. Und das ist so nah. Direkt gegenüber am See. Das konnte ich nicht verstehen, wo wir doch genauso Menschen sind. Warum wussten sie dort nicht, wie die Leute hier gelitten haben, wie sie hier gestorben sind? Und lebten dort ein völlig normales Leben.“

Wussten sie wirklich nicht, die Christen, die Pfarrer, die Kirchen?

Vor einigen Wochen stand ich mit den Konfirmandinnen aus unserem Projekt am anderen Ufer des Sees, nahe der Kirche. Wir blickten nach Ravensbrück hinüber. Der Himmel war verhangen, in der Luft lag Schnee. Auch bei dieser eingetrübten Sicht war deutlich die Lagermauer zu erkennen und das Krematorium mit seinem Schornstein. Der hätte damals

immer geraucht, berichten die überlebenden Frauen. Feuer sei aus ihm geschlagen. Überhaupt habe die ganze Gegend nach verbranntem Fleisch gerochen. Die Asche aus dem Krematorium wurde in den See geschüttet.

Vielleicht wussten viele wirklich nicht, was in den KZs geschah.

Aber dass Warschau dem Erdboden gleichgemacht werden sollte, weil seine Bewohner es gewagt hatten, sich gegen die deutschen Besatzer zu erheben, das stand in allen Zeitungen. Was wurde vor 60 Jahren in unseren Kirchen gepredigt? Nur wenige Geistliche haben es gewagt, gegen den Terror des Nazi-Regimes das Wort zu erheben. (...)

Hören wir wieder Eugenia:

„In Ravensbrück waren wir nur noch Nummern. Ich hatte die Nummer 68648, meine Mutter 68649 und meine Schwester 68650.

Bald kamen Fabrikanten mit der Absicht, sich Arbeitskräfte auszusuchen. Wir wurden peinlich genau angeguckt und ausgesucht. Wir standen eine hinter der anderen, nackt. Mütter, Schwestern, Tanten und Großmütter, was wir nicht einmal von zuhause kannten. Und dies in Anwesenheit der SS-Aufseherinnen, eines deutschen Offiziers und der uniformierten Fabrikleute von Daimler-Benz. Sie schauten uns genau an, vom Kopf bis zu den Füßen.

Sie haben uns sogar in den Mund geschaut, wie bei einem Vieh.“

Im Herbst 1944 holten die Abgesandten von Daimler-Benz 1100 Frauen und Mädchen, darunter über 700 Polinnen, aus dem KZ Ravensbrück als Zwangsarbeiterinnen in ihre Kriegs-Produktion.

Hören wir wieder Alicja:

„Ich gab mir Mühe, mich an die Bedingungen, die ich vorfand, anzupassen, obwohl das unerhört schwierig war, da die Arbeit über unsere Kräfte ging und die Essensportionen schlecht und viel zu gering waren.

Einige Monate nach unserer Ankunft in Genshagen starb meine beste Freundin Stefania Barenholz, die nicht nur physisch am Ende war, sondern auch psychisch. Ich musste an ihrem Platz weiterarbeiten.

Der deutsche Meister begrüßte mich mit den Worten: „Wenn du weinst, dann wirst du auch sterben“. (...)

In solch quälenden Situationen fanden viele der polnischen Mädchen und Frauen Halt in ihrem Glauben.

Maria Kozłowska, die nicht mehr zu uns kommen kann – sie ist schon vor sieben Jahren an einem Morgen nicht mehr aufgewacht – hat mir das beim 50. Jahrestag der Befreiung in Ravensbrück so erzählt:

„Ein schönes, junges Mädchen, das bei mir an der Maschine arbeitete, hat die ganze Zeit gebetet. Es war, als hätte sie eine innere Bestimmung, eine Mission. Wie eine Heilige.

Sie hat Rosenkränze für die Kameradinnen gemacht. Sie formte Kügelchen aus Brot, und machte daraus Rosenkränze. Wir wollten ihr das Brot, das sie für diese Rosenkränze verwendet hatte, zurückgeben, weil sie ja mindestens eine Scheibe Brot für jeden brauchte. Aber sie wollte das Brot von uns nicht nehmen. Sie wollte es nicht nehmen.

Sie machte das einfach, damit wir Rosenkränze haben konnten, damit wir beten konnten.

Für uns ist das ein teures Andenken. Ich hüte es mehr, als ich ein teures Schmuckstück hüten würde, wenn ich eines hätte ..., eine riesige Perle, die würde ich nicht so hüten wie diesen Rosenkranz. Und wenn ich sterbe, gebe ich ihn an meine Tochter und an meine Enkel weiter, weil sie wissen sollen, dass es dort solche wunderbaren Menschen gab, in solchen schweren Zeiten. Auch das hat uns geholfen, zu überleben.“

Und Halina erzählt:

„Maria Bialkowska und ihre Tochter Barbara hatten ein Gebetbüchlein gemacht, aus dem wir Gebete abgeschrieben haben. Dabei erinnere ich mich an eine für mich besondere Begebenheit. Wir saßen am Tisch und sortierten die Motorenteile. Auf meinen Knien lagen die Gebete. Ich hatte meinen Kopf heruntergebeugt und betete. Auf einmal steht der SS-Mann mit seinem großen braunen Hund vor mir. Ich blicke auf. Da sagt er zu mir: ‘Was machst du da?’

Ich stand auf, gab ihm die Gebete und sagte: ‘Ich bete.’ Er hat sie schnell durchgeblättert und dann vor mich hingeworfen. Dann ist er weggegangen, ohne meine Nummer aufzuschreiben.

Ich denke, dass gerade dieses Gebet geholfen hat. Jesus hat nicht zugelassen, dass ich leide, weil ich gebetet hatte. War das nicht ein Zeichen? Es war ein sehr bewegender Moment. Erst sagt er mit drohender Stimme: ‘Was machst du da?’ – und dann passiert mir nichts. Deo Gratia.

An die Zeile *„Dein Gott tritt die Herrschaft an“* aus den Versen des Propheten Jesaja muss ich bei diesen Worten von Eugenia, Alicja, Maria und Halina denken. Ohne Freudenboten, ohne dass Frieden und Befreiung verkündet wären, haben sich diese polnischen Mädchen unter dem Terror von SS und KZ-Zwangslagerarbeit in einem fremden Land ihren Glauben bewahrt, ja ihn sogar erkämpft gegen äußerste Demütigungen durch deutsches Herrenmenschentum.

Zofia Ziembicka hat als 14-Jährige die Kriegswihnacht 1944 bei Daimler-Benz erlebt:

„Am Heiligabend stellte man mitten in der Fabrikhalle einen Tannenbaum auf, mit Hakenkreuzen geschmückt, und man befahl uns, ‘Stille Nacht, Heilige Nacht’ zu singen. Das hatten sie uns vorher beigebracht.

*Da wir aber ‘Stille Nacht’ auf deutsch nicht singen wollten, und dafür *Bóg się rodzi* (Gott wird geboren) auf polnisch sangen, haben sie uns geschlagen und uns in den Keller geworfen. Das war unser Heiligabend.“*

Der 16-jährigen Janina Rucińska ist es gelungen, als sie sich in Ravensbrück nackt ausziehen musste und ihr alle persönlichen Gegenstände weggenommen wurden, ein Foto ihrer Mutter zu behalten. In einem Verband, der eine Verletzung aus dem Warschauer Aufstand notdürftig schützte, wickelte sie das Foto mit ein. Aus Aluminium-Abfällen der Produktion von Kriegsflugzeugmotoren hat sie kleine Kreuze ausgesägt und sorgfältig befeilt.

An Janina hat die Konfirmandin Maxi aus der Luthergemeinde in einem Brief geschrieben:

„Liebe Janina, ich heiße Maxi und bin seit einem halben Jahr im Projekt bei Helmuth Bauer. Ich fand es beeindruckend, wie Sie überlebt haben. Ich fand es besonders mutig, das Foto von Ihrer Mutter zu verstecken. Am meisten beeindruckend fand ich, dass Sie die Kreuze gesägt haben. Und auch teilweise richtig gut und sauber gefeilt.

Liebe Grüße Maxi“

Maxi ist traurig, dass Janina jetzt nicht zu uns kommen kann, weil sie ein Bein gebrochen hat, aber Janinas in Genshagen aus Aluminium-Abfällen gesägte und befeilte Kreuze werden in unserer Ausstellung zu Ehren der Frauen zu sehen sein. Wie auch die Rosenkränze und Gebetsbüchlein ihrer Kameradinnen.

Emilia Rykiel hat als 16jähriges Mädchen in Genshagen einen Text verfasst, den sie, ähnlich einem Klagelied, dort zur melancholischen russischen Volksweise *Wolga Wolga* (Stenka Rasin) sang.

Sie hat ihr Lied „Sehnsucht eines gefangenen Kindes“ genannt:

„Ach, ich Arme, ganz allein,
muss ich in der Fremde sein.
Von den Eltern weit entfernt
muss ich mein Sehnen verbergen.

Ach! Geliebte Mutter,
dass die Deutschen der Schlag treffe!
Ach Mama, meine teure,
die Deutschen haben uns getrennt.

Du bist dort und sorgst dich verzweifelt,
wohin ich nur verschwand, wohin.
Und ich sitze hier im Lager
Und Sorge mich auch um dich.

Ach! Papa, mein lieber,
Überall seh ich dein Bild!
Deine Lippen sagen mir,
dass ich zu dir zurückkehren werde.

Ach! Ihr Winde, die ihr von allen Seiten weht,
bringt uns eine Neuigkeit.
Was gibt es Neues in unserem Polen,
geht es dort gut, geht es dort schlecht?

Oh du Mond und ihr Sterne,
erleuchtet unser Land
und fleht den Vater im Himmel an,
dass er gnädig uns befreie.

Vater unser, der du bist im Himmel,
auch wir sind doch deine Kinder.
Flehentlich bitten wir dich um Erbarmen,
erbarme dich! ach erbarme dich!“

Für viele KZ-Überlebende ist die Erinnerung an die Befreiung verbunden mit bestimmten Personen, ihren „ganz persönlichen Freudenboten“.

Alicja beschreibt den Augenblick ihrer Befreiung:

„Als ich im Lager war, da habe ich gedacht, wenn ich diese Hölle überleben sollte, werde ich nicht mehr in der Lage sein, ein normales Leben zu führen. Ich dachte, ich werde mein Leben Menschen widmen, die Hilfe und Pflege brauchen.

Als wir dann von den Amerikanern befreit wurden, führte mich ein Soldat in ein verlassenes Haus und stellte mich vor einen großen Schrank mit vielen Kleidern. Er bedeutete mir mit Gesten, mir etwas auszusuchen, denn ich hatte ja immer noch den Häftlingsanzug an. Ich suchte mir eine weiße Bluse aus.

Sie war aus feinem Stoff und ganz leicht, und sie hatte so schöne weite Ärmel. Es war Mai, und als ich dann im Garten stand und der warme Maiwind mir in die Ärmel bließ, da vergaß ich, dass ich mein Leben anderen Menschen widmen wollte und begann, ein ganz normales Leben zu leben.“

Konnte das gelingen, ein ganz normales Leben nach dem KZ?

Im Februar haben unsere Jugendlichen Briefe an die Frauen in Warschau geschrieben, mit den Fragen, die ihnen bei der Beschäftigung mit deren Geschichte gekommen waren.

Unser Konfirmand Tobias hat Alicja gefragt: „Hast Du nach dem Krieg wirklich ein ganz normales Leben geführt?“ Alicja hat Tobias geantwortet:

„Wenn der Mensch in einer solchen Situation ist, wie wir es im Lager waren, stellt er sich kein normales Leben vor. Damals dachte ich, dass ich Menschen helfen möchte, dass ich mich um Kranke und Behinderte kümmern möchte. Das habe ich wirklich gedacht. Aber als ich dann frei war, habe ich plötzlich alles anders gesehen. Ich habe eine riesige Lebensfreude empfunden, selbst der Sonnenschein hat mir unbeschreibliche Freude bereitet.

Den Maiwind habe ich als etwas Zauberhaftes empfunden, und er hat mir damals deutlich gemacht, was für eine schlimme Strafe es ist, gefangen zu sein. Freiheit ist das Wichtigste für den Menschen. Der Mensch kann hungern, aber er muss frei sein, wie die Wolken, die am Himmel wandern.

Ja, mit diesen Gefühlen sind meine Gedanken, die ich im Lager hatte, verfliegen, aber trotzdem ist in meinem ganzen Leben immer Platz für Menschen gewesen, die Hilfe brauchten.“

Viele haben nach der Befreiung das nicht geschafft, was Alicja gelungen ist, und deren Leben war beherrscht von körperlichen und seelischen Leiden.

Alicja konnte die Botschaft des Freudenboten, des Maiwinds, der Wolken am Himmel in sich entfalten lassen, an ihre Kinder und jetzt auch an unsere Jugendlichen weitergeben. Sie lebt noch heute mit dieser heilenden Kraft. Sie bemüht sich gerade, noch möglichst viel Deutsch zu lernen, damit sie sich bei unseren Begegnungen zu ihrem 60. Jahrestag der Befreiung in der kommenden Woche besser mit unseren Konfirmanden verständigen kann.

Diese Kraft habe auch ich gespürt, als Alicja, unsere Übersetzerin Antje und ich vor einigen Wochen Emilia besuchten. Emilia, die im KZ ihr wunderbares *de profundis clamavi* gesungen hat.

Emilia leidet seit Jahren unter der Alzheimer Krankheit. Ihre Kinder haben sie entmündigen lassen, das sogenannte „Entschädigungsgeld“ aus Deutschland an sich genommen, und die Mutter in ein einfaches Pflegeheim weit außerhalb von Warschau abgeschoben. Dort fanden wir Emilia in einem engen trostlosen Raum sitzen, in dem nicht ein einziger persönlicher Gegenstand von ihr zu erkennen war. Mit den Armen an einen Lehnstuhl gefesselt, so abgemagert und so eingefallen, wie ich mir Häftlinge auf den Todesmärschen vorgestellt hatte.

Die Pflegerinnen sagen, „wir können doch der nicht immer hinterherlaufen und aufpassen, dass sie in ihrer Verwirrtheit keinen Unfug macht.“

Emilia ist jetzt wieder in einer Lage, wo etwas vergleichbares droht wie im Lager. Eine ihrer Warschauer Kameradinnen, Krystyna Usarek, hat das so formuliert: „Das Schlimmste im Lager war für mich nicht, dass man starb, sondern wie mit dem Tod umgegangen wurde.“

Während meiner langen Jahre der Begleitung dieser Frauen in ihre schmerzlichen Erinnerungen sind sie mir so manches mal wie „Freudenboten“ erschienen, die Frieden verkünden, Gutes predigen und Befreiung verheißen. Befreiung noch aus der schlimmsten Form von Barbarei, für ein Leben in Würde und Achtung vor dem Menschen“.

Nachtrag zum 1. Absatz in Teil 1. „Kinderschuhe in Ostpolen“

Über 10 Jahre nach meiner Predigt erreicht mich im Advent 2015 eine Freudenbotschaft aus Ostpolen: Krzysztof, dessen Kinderschuh vor 37 Jahren auf der Straße bei Łabunie lag, von dem ich nur den Vornamen und keine Adresse kannte, wurde mithilfe eines Fotos von 1979 in meinem Buch gefunden. Er lebt mit Frau und zwei Töchtern weiterhin in der Region Zamość. So hoffe ich, im Jahr 2016 die Familie besuchen zu können.

Im Internet sind unter www.gesichter-der-zwangsarbeit.de auch Teile aus meinem Buch „Innere Bilder wird man nicht los“, Ausschnitte aus meinen bisherigen Filmen mit den Frauen, dem Stern und seinem Schatten sowie eine Biografie mit den Bildern von Edith Kiss zu finden. Fortlaufend wird dort über meine weiteren Arbeiten und Vorhaben informiert. Gerne antworte ich auf Fragen oder Hinweise zu meiner Arbeit: helmuth.bauer@web.de.